



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J.: Helenentum und Christentum : 9. Julian : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gründliche juristische Schulung und Gesetzeskunde in seine verantwortliche Wirksamkeit mit hineinbringt, daß, wie es ja auch geschieht, im Verwaltungsexamen die Referendare vor allem auf diese Fragen ihres Vorbereitungsdiens tes geprüft, und daß der Vorbereitungsdienst vor allem hiernach eingerichtet wird.



Hellenentum und Christentum

9. Julian

(Schluß)



Julians Thronbesteigung erfüllte die Forderung Platons, daß die Philosophen Könige werden oder die Könige Philosophen sein sollten, so vollständig wie möglich; leider oder zu seinem Glück jedoch war ihm die Zeit nicht vergönnt, die Befähigung der Philosophie zur Regierung eines großen Reiches zu beweisen. Er selbst hat bezweifelt, ob theoretische Studien die richtige Vorbereitung auf den Regentenberuf seien. In der Antwort auf einen Brief des Philosophen Themistius, den er gleich nach seinem Regierungsantritt zum Präsekten von Konstantinopel ernannt hatte, entwickelt er seine Bedenken und seine Vorsätze. Ich fürchte sehr, schreibt er ihm, daß ich deine Erwartungen nicht erfüllen werde. Wenn ich in frühern Jahren an den Regentenberuf dachte, so schien es mir, daß ich als Kaiser sehr weit hinter einem Alexander, einem Marc Aurel zurückbleiben würde, und ich wünschte deshalb, als Privatmann leben zu dürfen. Dein Schreiben hat meine Befürchtungen verdoppelt. Du stellst mir die Aufgabe, gleich Herakles und Dionysos [die ebenfalls Philosophen und Könige gewesen seien] die Erde von allen Plagen zu befreien. Du willst, daß ich jeden Gedanken an Ruhe und Muße verbanne, du erinnerst mich an die großen Gesetzgeber und meinst, die Welt erwarte von mir noch mehr. Du verwirfst Epikurs Rat, im Verborgnen zu leben. Ich verwerfe ihn auch, aber ob der erste beste Unbefähigte die Pflicht hat, den Staat zu regieren, ob einer, der seine Unfähigkeit kennt, seinen Widerwillen gegen die Politik überwinden soll, das ist doch noch eine andre Frage. Niemals hat Philosophie einen Mann zum tüchtigen Feldherrn gemacht. Und wie übermenschlich schwierig ist der Regentenberuf! Plato sagt (im vierten Buche der Gesetze, Kap. 6), Saturn habe erkannt, daß ein Mensch, über Menschen gesetzt, nicht anders als ungerecht und gewaltthätig regieren könne, und habe deshalb Dämonen zu Königen gemacht; die Menschen verführen ja auch nicht anders; sie vertrauten nicht einem Ochsen, sondern einem Menschen die Ochsenherde an. Nur die höhere Natur könne die niedre regieren; seitdem nun das saturnische Zeitalter vorüber sei, müßten wir uns ihm wenigstens in der Weise zu nähern suchen, daß wir ausschließlich den unsterblichen Teil unsers Wesens die öffentlichen Angelegenheiten leiten ließen. Demnach, folgert daraus Julian, soll der Regent ein göttliches Wesen, ein Dämon zu werden streben, aus seiner Seele alles Sterbliche und Tierische verbannen, soweit es

nicht zur Erhaltung des Lebens unbedingt notwendig ist. Themistius habe Unrecht, wenn er ihm epikuräische Gelüste zutraue und glaube, er schwärme für ein müßiges Leben in anmutigen Schattenhainen und in einer Philosophenbude. Er sei auch in jüngern Jahren nicht faul gewesen, habe sich Mühe gegeben, seinen Freunden werktätig zu dienen, und habe sich den Strapazen des Krieges nicht entzogen. Was ihn mit Furcht erfülle, sei eben nur die übermenschliche Schwierigkeit seines Berufs. Übrigens gehe Themistius zu weit, wenn er mit Aristoteles das politische Leben dem Philosophenleben so unbedingt vorziehe. Sei denn ein Sokrates, der nicht einmal sein Haus — Weib und Söhne — zu regieren imstande war, gar nichts wert? Habe er, der so viele große Männer inspiriert hat, nicht im Grunde genommen mehr geleistet als der Eroberer Alexander? Welcher Stadtgemeinde, welchem Lande habe dieser zu einer bessern Regierung verholfen, welchen einzelnen Menschen glücklich gemacht? Bereichert habe er viele, gebessert keinen. Es ist also, faßt Julian seine Betrachtungen zusammen, weder Arbeitscheu noch Genußsucht, was mich vor meinem Berufe zurückschrecken läßt, sondern das Bewußtsein meiner Unfähigkeit, wozu noch die Besorgnis kommt, ich möchte, wenn ich deine Erwartungen nicht erfülle, auch der Philosophie Schande machen, die ohnehin schon ihre unwürdigen Vertreter um alles Ansehen gebracht haben. Das einzige gute in mir ist meine Selbsterkenntnis, mein guter Wille und mein Vertrauen auf die Gottheit, der ich danken werde, wenn ihre Hilfe meine Regierung glücklich gestaltet.

Eine so tiefe Erkenntnis der eignen Schwäche und der erhabnen Aufgabe und ein so reiner Wille, wie sie, neben ein wenig verzeihlicher Eitelkeit, aus diesem Briefe sprechen, bedeuteten immerhin schon etwas, und als Feldherr hatte sich ja Julian trotz der von ihm selbst als unzweckmäßig erkannten Vorbereitung in Philosophenschulen wider alle berechnete Erwartung auf das glänzendste bewährt. Auch seine Zurückweisung der Schmeichler, seine persönliche Bedürfnislosigkeit, seine unermüdliche Thätigkeit, die Säuberung des Hofstaats von überflüssigen Schmarozern ließen das beste hoffen; besonders das zuletzt angeführte, da die Befoldung des überflüssigen Beamten Schwarms eine Hauptursache des unerträglichen Steuerdrucks war, der die produktiven Stände des Reichs zu Grunde gerichtet hat. Trotzdem mußte ihm seine Philosophie verhängnisvoll werden. Zunächst durch die unglückselige Schriftstellereitelkeit, die sie ihm einflößte. Vielleicht war es etwas besseres als Eitelkeit, was die untilgbaren Tintenflecke an seinen Fingern verschuldete; er mochte sich als Philosoph verpflichtet fühlen, seine Völker zu belehren und sie von dem, was er für Wahrheit hielt, zu überzeugen, und seinem bewunderungswürdigen Charakter gereicht es ja zur höchsten Ehre, daß er die Nächte mit Studieren und Schreiben zubrachte, statt sich von den wahrlich nicht geringen Anstrengungen des Tages auszuruhen. Aber seine Schriftstellerei war nun einmal ganz unköniglich und mußte ihn in den Augen seiner Unterthanen nicht allein verhasst, sondern, was schlimmer ist, verächtlich und lächerlich machen. Ein Herrscher mag in schlaflosen Nächten Meditationen über das Menschenlos und sein eignes Schicksal niederschreiben wie Marc Aurel, er mag in den reichlichen Mußestunden, die ihm heutigentags die Regierung eines kleinen Verfassungs-

staates läßt, einen Dantekommentar schreiben und pseudonym herausgeben, das schädigt sein Ansehen nicht; aber Julian schrieb Streitschriften gegen seine eignen Unterthanen! Die Antiochener schweifwedelten wie alle Orientalen vor jedem Despoten und ließen sich geduldig das Fell über die Ohren ziehen, aber den Schulmeister und Pamphletisten auf dem Throne, den ertrugen sie nicht. Und die ewige Schreiberei nahm doch auch viel Zeit weg und bedeutete Verschwendung der dem Reiche so notwendigen Kraft des Kaisers. Anstatt im Misopogon den Antiochenern ihre Laster vorzuhalten und seine eignen Tugenden, seinen asketischen Lebenswandel herauszustreichen, hätte Julian besser gethan, über volkswirtschaftliche Dinge nachzudenken. Sein scharfer Geist würde vielleicht entdeckt haben, wie unsinnig es sei, bei Nahrungsmittelmangel die Gutsbesitzer, die Krämer und die Bäcker als Wucherer zu behandeln, und er würde imstande gewesen sein, der Not abzuhelfen, ohne die Besitzenden gegen sich aufzubringen. Er würde dann vielleicht auch an seiner philosophischen Weisheit irre geworden sein, die ihn im Misopogon (Barthasser) darüber schelten läßt, daß die Antiochener mit dem Brote, das er ihnen verschafft habe, nicht einmal zufrieden gewesen seien, sondern sich auch noch darüber beschwert hätten, daß es weder Fische, noch Geflügel, noch Austern in der Stadt gebe; als er ihnen gesagt habe, klagt er, mäßige Menschen begnügten sich mit Brot, Öl und Wein, da hätten sie ihn verspottet. Wenn er den Antiochenern ihre Genuß- und Vergnügungssucht vorrückte, ihnen sagte, sie wünschten sich die Freiheit des Viehs und zürnten ihm, weil er unanständige Tänze und Theateraufführungen verboten habe, so hatte er ja recht; aber das ihnen zu sagen, mußte er seinen Philosophen und Rhetoren überlassen; der Monarch soll handeln, nicht reden. Und wenn er in der genannten Schrift, die in der Form einer Satire auf ihn selbst die Antiochener durchhechelt, sein ungeschlachtetes Wesen, seinen Ungeziefer beherbergenden struppigen Bart und seine ganze unkönigliche Lebensweise auch selbst noch verpottet, nachdem die Antiochener schon genug darüber gelacht hatten, wie konnte er erwarten, daß er damit sein erschüttertes Ansehen wieder herstellen werde? Noch dazu hatte er kurz vorher selbst auf die Cyniker gescholten, die ausfähen, als kämen sie aus einem Lande, wo es weder (zu guter Lebensart erziehende) Schulen noch Barbieri gebe. Auch die „Cäsaren“ — der griechische Titel lautet: Symposion oder Kronia (Saturnalien) — waren wenig geeignet, ihm aufrichtige Verehrer zu werben.

In der Einleitung stellt er die Schrift als eine Saturnalienposse hin. Er läßt die römischen Kaiser und Alexander den Großen bei Zeus zu Gäste sein und die bedeutendsten von ihnen in einem Wortwettkampf mit dem Macedonier um den Vorrang streiten. Als Litteraturprodukt bleibt der nicht sehr spaßhafte Faschingsherz weit hinter Lucians Zeus Tragödis, der ihm die Idee eingegeben und als Vorbild gedient haben dürfte, zurück. Die Wize sind frostig, die Komposition ist nicht besonders geschickt, und seine Tendenz verwickelt ihn in Widerspruch mit den geschichtlichen Thatsachen. Er stellt den Konstantin als den schlechtesten aller Kaiser dar, und das konnte ihm doch trotz der Charakterfehler des wirklich bedeutenden Herrschers niemand glauben. (Unter den neuern stellt Otto Seeck den großen Konstantin als Feldherrn sehr hoch, als Staatsmann und als sittlichen Charakter ziemlich hoch.) Die

Dichtung hat zwei Pointen: die eine liegt in der Verherrlichung Marc Aurels, der offenbar als Maske des Verfassers gedacht ist, die andre im Schluß. Jeder der Cäsaren, gebietet Hermes, hat sich einen Gott zum Lebensführer zu erwählen. Konstantin wählt sich die Üppigkeit (*εὐθυμία*) die ihn zur Niedrigkeit (*ἀσωτία*) bringt. Bei dieser findet er Jesus, der verkündigt: Wer ein Verführer, ein Mörder, ein Fluchbeladner, ein Schandbube ist, der komme getrost zu mir! Mit diesem Wasser ihn abwaschend, stelle ich ihn rein dar, und sollte er dieselben Verbrechen wieder begehn, so braucht er nur an die Brust zu schlagen und sich den Kopf zu zerstoßen, so ist er gleich wieder rein. Nachdem Konstantin das vernommen hat, verläßt er, von seiner Göttin geleitet, mit seinen Söhnen vergnügt die Götterversammlung. Und nun fällt Julian, wie auch im Misopogon öfter, aus dem Ton des Satirikers in den des pathetischen Predigers: Aber die Dämonen, die Rächer der Gottlosigkeit, werden Konstantin und seine Söhne peinigen um des unschuldig vergossenen Blutes willen, bis ihnen Zeus mit Rücksicht auf ihre würdigen Ahnen (die ja auch Julians Ahnen sind) eine Erholungspause bewilligt. Was aber dich betrifft, spricht Hermes zu Julian, so habe ich dich den Mithras kennen gelehrt, deinen Vater; beobachte seine Gebote, um an ihm bei Lebzeiten eine Zuflucht und im Tode den Führer zur Erfüllung süßer Hoffnungen zu haben. Die Verhöhnung der Taufe erscheint verzeihlich, weil Julian erleben mußte, daß die christlichen Lobredner Konstantins und seiner Söhne, die angesehensten Bischöfe nicht ausgenommen, alle Schandthaten dieser christlichen Kaiser übersehen und verziehen; andererseits war gerade er, der sich in alle Mysterien einweihen ließ und an allen Hokuspokus seines Maximus glaubte, nicht eben sehr berechtigt, den Glauben an magische Wirkungen zu verspotten.

Daß seine Philosophie seinem Christenhaß entgegenkam und ihn zu dem aussichtslosen Restaurationsversuche verleitete, war der schlimmste Streich, den sie ihm spielte. Indem er den gewissenhaftesten rituellen Eifer entwickelte beim eigenhändigen Dienste von Göttern, an die auch der durchschnittliche gebildete Heide nicht mehr glaubte, indem er die Opferpriester, die doch nie etwas anderes gewesen waren als unwissende und rohe Schlächter, in Volkslehrer nach dem Muster der Apostel und der Bischöfe umzuwandeln unternahm, mußte er dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Und der thörichte Kampf gegen das Christentum schadete ihm auch noch dadurch, daß er eine wenig lobenswerte Seite seines von Natur so edeln Charakters zeigte: die Unaufrichtigkeit, die eine traurige, freilich unvermeidliche Wirkung seiner Jugendschicksale war. Er hatte sein Heidentum verbergen, er hatte am Hofe lernen müssen, sich zu verstellen, ja er hatte seinem kaiserlichen Vetter, den er haßte, Lobreden halten müssen. Sein Panegyrikus auf die Kaiserin Eusebia, die wiederholt den Verdacht des Gemahls gegen Julian zerstreut, diesen nach dem ersehnten Athen geschickt und reich mit Büchern ausgestattet hatte, die kam ihm vom Herzen, aber die beiden Reden auf Konstantius machen einen peinlichen Eindruck, obwohl mancher der darin ausgestreuten Lobsprüche als Ironie verstanden werden kann, und die heidnische Färbung einiger Stellen eine gewisse Kühnheit bekundet. Diese Unaufrichtigkeit hat nun seinem Kampf gegen das Christentum den Charakter der Hinterhältigkeit und Tücke aufgeprägt.

Obwohl Gregor von Nazianz, dessen Freundschaft für Julian in leidenschaftlichen Haß umgeschlagen war, kein einwandfreier Zeuge ist, scheinen doch die Historiker, wie es scheint, ziemlich allgemein seiner Behauptung Glauben, daß die Abneigung vor Gewaltthaten, die Julian zur Schau trug, nicht frei von Heuchelei war, und daß er es gern sah, wenn dienstfertige Statthalter und rohe Volkshaufen Christen peinigten. Auch die Zurückberufung der von seinem arianischen Vorgänger in die Verbannung geschickten orthodoxen Bischöfe entsprang nicht edelmütigem Wohlwollen, sondern einer schlaunen Berechnung: er hoffte, die Kampfhähne der beiden Parteien würden, wenn sie an einem Orte beisammen säßen, durch ihr Gezänk die Kirche zu Grunde richten. Aber er hatte sich verrechnet: der gemeinsamen Gefahr gegenüber hielten sie doch lieber zusammen.

Bald muß er sich (in einem Briefe an die Bewohner von Bostra) über den Undank der Christen beklagen, die seine milde Regierung von schweren Leiden erlöst habe; denn unter seinen Vorgängern seien in den Rezerverfolgungen nicht allein viele einzelne verbannt und eingekerkert, sondern sogar ganze Ortschaften verwüstet und Massen niedergemetzelt worden. Den Athanasius, der gleich andern katholischen Bischöfen aus der Verbannung zurückgekehrt war, verbannt er aufs neue (er habe, schreibt er, diesen Bischöfen die Rückkehr in ihr Vaterland, nicht auf ihre Kirchenstühle erlaubt) und droht dem Präfekten von Ägypten, Ekdicius, mit einer Geldstrafe, wenn „dieser Feind der Götter“ nicht bis zum 1. Dezember Ägypten verlassen habe. Kurz vor des Athanasius Rückkehr waren der arianische Bischof von Alexandria, Georgius, und ein kaiserlicher Comes vom Pöbel ermordet, ihre Leichen durch die Straßen geschleift worden. Julian schreibt den Alexandrinern, es sei ein Glück für sie, daß das Verbrechen nicht unter seinem Vorgänger geschehn sei; der würde sofort Truppen geschickt und sie gezüchtigt haben; er, Julian, beschränkte sich darauf, sie zu ermahnen. Dem Präfekten aber trägt er auf, ihm die von diesem arianischen Bischof verfaßten Bücher zu schicken, die er schon in Kappadozien kennen gelernt habe; er wolle zwar die Litteratur der Galiläer vernichten, das Erhaltenswerte aber erhalten. Ekdicius soll den Sekretär des Ermordeten zu Rate ziehn; erweise sich dieser treu in dem Geschäft, so solle er frei gelassen, wenn nicht, gefoltert werden (der Mann muß also verhaftet worden sein). Die Alexandriner baten den Kaiser, er möge ihnen den Athanasius lassen. Darauf schrieb ihnen Julian einen langen Brief, der mit der Mahnung beginnt, sie sollten sich daran erinnern, daß die Väter der Hebräer vormals Sklaven der Ägypter gewesen seien; welche Schmach es also sei, daß sie, deren herrliche Stadt von einem so berühmten Könige gegründet worden sei, sich zu Sklaven der Galiläer machten. Wenn sie sich wieder zu den Göttern bekehrten, würden sie ihm eine große Freude bereiten; wollten sie aber durchaus im Aberglauben dieser Schurken verharren, so sollten sie wenigstens den Athanasius nicht wieder haben wollen; einen schlechtern Schriftsteller könnten sie gar nicht finden. Machten sie aber seine Begabung auf andern Gebieten geltend, so sage er ihnen, daß der Mann eben wegen seiner Talente verbannt werden müsse; ein so gescheiter und geschickter Intrigant sei als Haupt einer unruhigen Bevölkerung äußerst gefährlich.

Nicht bloß in Antiochien und Alexandrien, sondern überall erlebte Julian nichts als Enttäuschungen. An Arfacius, den Oberpriester von Galatien, schrieb er, der Hellenismus mache nicht die Fortschritte, die zu hoffen man durch die von den Göttern bescherte große Umwälzung erwarten durfte. Daran seien die Verehrer der Götter selbst schuld. Was einer gottlosen Religion zu solcher Verbreitung verholfen habe, das seien die gegen Hilfsbedürftige geübte Menschenfreundlichkeit und der Schein eines heiligen Lebenswandels gewesen. Wir müssen, mahnt der kaiserliche Prediger, dieselben Tugenden üben. Es genügt nicht, daß du für deine Person unsträflich wandelst, von allen Priestern Galatiens muß dasselbe verlangt werden. Bedrohe sie, wende deine Überredungsgabe auf, sie tugendhaft zu machen, und wenn sie nicht samt Weibern und Kindern ein gutes Beispiel geben, so setze sie ab. Gründe in allen Städten Galatiens Hospize; ich habe für diesen Zweck 30 000 Scheffel Getreide und 60 000 Maß Wein angewiesen. Das soll unter die Ortsarmen und die armen Reisenden verteilt werden. Wenn es bei den Juden nicht einen einzigen Bettler giebt, und wenn die gottlosen Galiläer nicht allein ihre eignen Armen sondern auch noch die unsern ernähren, ist es da nicht eine Schmach, daß wir für die unsern nichts thun? Kirchenfeindliche Verehrer Julians dürften an seiner staatsmännischen Begabung ein wenig irre werden, wenn sie erfahren, daß er seinen Priestern denselben Rang neben oder gar über den Staatsbeamten verschaffen will, den sich die christlichen Bischöfe damals schon errungen hatten. In dem Briefe an Arfacius mahnt er, die Priester sollen nicht die hohen Staatsbeamten umschmeicheln, sollen sie selten besuchen, sollen sich nicht beim feierlichen Empfange beteiligen, wenn ein neuer Statthalter einzieht. Zum Tempel soll der Statthalter ohne militärisches Gefolge kommen; sobald er den geheiligten Bezirk betreten hat, ist er nur Privatperson; im Heiligtum hat niemand zu gebieten als der Priester allein, „so will es das göttliche Gesetz.“ Daß die Christen nicht mit Gewalt, sondern durch Überredung bekehrt werden sollen, sagt er bei mehreren Gelegenheiten. Wahrscheinlich ist es ein Bescheid auf eine Anfrage, wenn er (an einen Adressaten von unbekanntem Range) schreibt, er rufe die Götter zu Zeugen an, daß es seine Absicht nicht sei, die Galiläer umzubringen, auch wolle er nicht, daß sie gegen Recht und Gerechtigkeit gepeinigt würden; er meine nur, daß ihnen vorkommenden Falls (doch wohl bei der Besetzung von Ämtern) Verehrer der Götter vorgezogen werden sollten.

Wie hoch die orientalischen Kirchenväter, darin ganz Griechen und Römer ihrer Zeit, die formale Bildung schätzten, und in welchem Grade sie der Versuch Julians, ihnen dieses Gut zu rauben, erbitterte, ersehen wir aus dem unchristlichen Triumphgeheul — anders kann man es nicht nennen —, das Gregor von Nazianz nach des Feindes Untergang anstimmte. Er sagt über die Maßregel, Julian habe sich durch sie im voraus für besiegt erklärt. Er habe die Christen in einem geistigen Kampfe überwinden wollen, aber ihnen vorher die Waffen geraubt; das sei ungefähr so, wie wenn ein Preistringer jedermann, mit Ausnahme der Starken, zum Wettkampfe herausfordere. Übrigens habe er zwar den Christen verbieten können, ein korrektes Griechisch zu sprechen, aber nicht die Wahrheit zu sagen. Daß Julian den Christen den Besuch der Rhetorenschulen verboten habe, hat man aus der ersten der beiden

„Invectiven“ Gregors geschlossen (eine Schrift des Ambrosius, die dasselbe melden oder andeuten soll, ist mir nicht zur Hand). Julian soll gesagt haben: Die griechische Sprache und Wissenschaft gehört uns, die wir an die griechischen Götter glauben; euer Anteil ist die Barbarei, denn eure ganze Weisheit beschränkt sich auf das „glaube!“ Gregor widerlegt diese Ansicht des Kaisers ausführlich und sagt unter anderm, Julian könne seinen Anspruch auf den Alleinbesitz der griechischen Sprache weder mit der Religion noch mit der Natur und der Geschichte der Sprache rechtfertigen. Nicht mit der Religion, denn die verschiednen Dämonen forderten zwar sehr verschiedene, zum Teil abscheuliche Kalthandlungen, aber keiner habe durch seine Priester verordnet, daß man ihm in griechischer Sprache huldigen müßte; nicht mit dem Wesen der Sprache und der Wissenschaft selbst, denn die Worte gehörten nicht denen ausschließlich, die sie erfunden hätten, sondern jedem, zu dessen Ohren sie die Lust trage; die verschiednen Wissenschaften aber hätten die Griechen gar nicht selbst erfunden, sondern andern Völkern entlehnt: die Schriftzeichen den Phöniziern und den Hebräern, die Mathematik den Ägyptern, die Astronomie den Babyloniern.

Das Edikt Julians, dessen Wortlaut erhalten ist, verbietet den Christen nur das Lehren der Wissenschaften, erlaubt ihnen dagegen das Lernen ausdrücklich. Harnack hält es für ein Mißverständnis, wenn aus Gregors Polemik gefolgert wird, daß Julian in einem zweiten Edikt diese Erlaubnis zurückgenommen habe. Das vorhandne Edikt klingt nun wieder schulmeisterlicher und rhetorischer, als einem Staatsgesetze ziemt. Julian schreibt, nicht der Glanz der Sprache sei es, was einen Unterricht gut mache, sondern der Gedankengehalt und namentlich eine gesunde Ethik. Am allerschärfsten aber müsse man es tadeln, wenn der Lehrer das, was er seine Schüler lehre, selbst nicht glaube; das sei sowohl unpädagogisch wie unehrlich; solche Lehrer glichen betrügerischen Kaufleuten. Deshalb müsse man von jedem Lehrer zunächst einen guten Lebenswandel fordern und dann, daß seine Ansichten nicht im Widerspruch stünden mit den vom Staate anerkannten (das meint er doch wohl mit dem *μη μαχόμενα τοῖς δημοσίοις*). Das gelte nun von allen, die berufen seien, die alten Schriftsteller zu erklären, von den Rhetoren, Grammatikern und Sophisten, besonders von den Sophisten, da diese das Vorrecht für sich in Anspruch nähmen, nicht allein die Redekunst zu lehren, sondern auch ihre Zöglinge sittlich zu bilden und sogar sie in der Staatskunst zu unterrichten. Manche von diesen, heißt es weiter, lehren nun das Gegenteil von dem, was sie denken. Wie? Homer, Hesiod, Demosthenes, Herodot, Thukydides, Sokrates, Lyfias, haben die etwa nicht die Götter für die Urheber jeder Wissenschaft gehalten? Glaubte nicht jeder von ihnen ein dem Hermes oder den Mufen geweihter Mensch zu sein? Wie ungereimt ist es also, daß Leute, die nicht an die Götter glauben, die Schriften der alten Autoren auslegen! (Was würde wohl Lucian zu dieser Argumentation gesagt haben, nicht zu reden von Plato, der der Götterfabeln wegen den Homer aus den Schulen verbannen wollte!) Ich fordere nicht, daß sie ihren Glauben wechseln, aber ich lasse ihnen die Wahl: entweder mögen sie auf ihr Lehramt verzichten, oder wenn sie es behalten wollen, sich vorher überzeugen, daß die alten Autoren weder gottlos gewesen sind noch falsche Meinungen von der Gott-

heit gehegt haben. Wenn sie noch weiter Honorar nehmen für die Erklärung von Schriftstellern, die sie verachten, so muß man sie schmutziger Geldgier beschuldigen. Lehrer, die nicht an die Götter glauben, mögen in die Kirchen der Galiläer gehn und dort den Matthäus und den Lukas auslegen. Das gilt also von den Lehrern. Die Schulen zu besuchen soll keinem jungen Menschen verwehrt sein. Kindern, die noch kein selbständiges Urteil haben, den Zugang zu einem guten Unterricht versperren, das würde ebenso unvernünftig sein, wie wenn man sie zwingen wollte, die Irrtümer ihrer Väter anzunehmen. Diese mit Gewalt zu heilen, ließe sich vielleicht rechtfertigen, thut man doch auch den Wahnsinnigen Gewalt an; aber ich lasse ihnen volle Freiheit, krank zu bleiben, denn meiner Meinung nach soll man die der Verunft Beraubten nicht bestrafen sondern unterrichten.

Hieronymus sagt von Julian, er habe auf dem Feldzuge gegen die Parther sieben Schmähschriften ausgespicien. Gemeint ist die Schrift *κατὰ Χριστιανῶν*, an der Julian noch auf dem Perserfeldzuge gearbeitet haben soll, und die also in sieben Bücher eingeteilt gewesen wäre. Schade, daß das meiste davon verloren ist! Aus den Bruchstücken bei Cyrill, der übrigens nur drei Bücher zu kennen scheint, ersieht man, daß er in der Kritik und Polemik viel besseres geleistet hat als in seinen Versuchen, den Götterglauben theoretisch zu rechtfertigen und neu zu begründen. Nach den erhaltenen Fragmenten zu urteilen, hat er ohne die Hilfsmittel der modernen Kritik schon die Hauptsache von dem gesagt, was diese Kritik gegen Bibel und Kirche einzuwenden hat. Er gesteht zu, daß auch die Griechen unhaltbare und verwerfliche Götterfabeln erdichtet haben, meint aber, nicht diese, sondern die Religion eines Plato müsse man mit der des Moses vergleichen, wenn man dem Hellenentume gerecht werden wolle. Platons Schöpfungsgeschichte im Timäus sei schon deswegen viel befriedigender als die mosaische, weil diese von der Schöpfung einer Geisterwelt gar nichts sage. Der Mensch, den der Gott der Bibel erschaffen habe, sei ein stumpfsinniges Wesen, das nicht einmal gut und böse zu unterscheiden vermöge. Diesem Wesen verbiete Gott auch noch den Zugang zur Erkenntnis, und er zeige sich, nachdem die Schlange dem Menschen dazu verholfen habe, erzürnt darüber und eifersüchtig: „Adam ist geworden wie unser-einer!“ Wenn nicht jedes Wort der mosaischen Schöpfungsgeschichte allegorisch gedeutet werde, sei sie die ärgste Gotteslästerung. Die engherzige Auffassung des Alten Testaments, wonach Gott nur ein Gott seines kleinen Volkes sei und sich um die andern Völker nicht kummere, habe Jesus bestätigt; Paulus aber, der ärgste aller Betrüger, habe, gleich dem Polypen, der die Farbe des Fessens annimmt, auf dem er sitzt, Gott bald zum Judengott, bald zum Gott aller Völker gemacht. „Wenn er das zweite ist, warum überläßt er sie jahrtausendlang ihrem Schicksal? Warum läßt er sie in Götzendienst versinken? Euer Gott ist also nichts Wirkliches, sondern ein Erzeugnis der Phantasie eurer Rasse.“ Und wie grausam ist der Gott des Moses! Um einer einzigen Verirrung willen läßt er Tausende abschlachten! Wie mild sind dagegen die Gesetze des Solon, des Lykurg, wie menschenfreundlich ist die Herrschaft der Römer! Die Nachahmung der Götter, zu der unsre Philosophen ermahnen, schließt alle Leidenschaften aus, die Hebräer dagegen ahmen

ihren Gott mit zornmütigem Wüten nach. Nein, die Heiden sind wahrlich nicht von Gott verlassen gewesen! Alle Künste und Wissenschaften haben sie erfunden, während die Juden für die Kultur nichts geleistet haben. Sich dann gegen die Galiläer wendend, meint er, wenn sie wenigstens dem Judenthumben huldigten, so würden sie zwar gegen die humane griechische Religion eine harte und barbarische Religion eingetauscht, aber immerhin mit dieser noch einiges Gute empfangen haben. Sie hätten aber von den Juden wie von den Heiden nur das Schlechte behalten, von den Juden den Haß gegen die Götter, von den Heiden die Viederlichkeit, und seien ganz verdorben. Besonders rückt er ihnen die Trinitätslehre als einen Abfall vom jüdischen Monothetismus vor und weist nach, daß die Synoptiker und Paulus von der Gottheit Christi und von der Logoslehre des Johannes nichts wissen.

Man sieht: ließen sich diese Wirklichkeiten durch Raisonnement aus der Welt schaffen, Julian wäre wohl der Mann dazu gewesen, das Christentum zu vernichten. Das ist nun nicht möglich, und nicht weniger unmöglich ist etwas anderes, was ihn sein Philosophengewissen zu unternehmen verpflichtet haben würde: er hätte — das deuten auch seine Briefe an — seine Unterthanen mit Gewalt beglücken und zu tugendhaften Menschen machen wollen. Ist das nun immer und überall unmöglich, so war es zehnfach unmöglich bei einem Reiche von dem Umfange und der Vielgestaltigkeit des seinigen, bei der Verderbtheit der einen, der Wildheit der andern seiner Völker, und bei dem unheilbaren Siechtum des Staates. Der passive und der aktive Widerstand, an dem alle seine Maßregeln gescheitert sein würden, hätte ihn verbittert und zu immer größerer Strenge genötigt, und leicht konnte es ihm ergehen wie dem bürgerlichen Gerechtigkeitschwärmer und Menschenbeglucker Robespierre: der zartfühlende, milde und edle Philosoph konnte als ein von allen Menschen verfluchter Wüterich enden. Die Tragik seines Lebens liegt also nicht in seinem Tode, durch den ihn Gottes Güte vor einem grausamen Schicksal bewahrt hat, und der keine Folge seines großen Irrtums war. J.



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kregschmar

6. Die Musik auf den Universtitäten

(Schluß)



och klarer ergibt sich ein Fortschritt, wenn man die musikalischen Dissertationen von heute mit denen vor dreißig Jahren vergleicht. Damals an den Universtitäten Berlin, Leipzig, Wien, und nur an ihnen, aller drei Jahre einmal eine, jetzt an jeder dieser drei Universtitäten jedes Jahr durchschnittlich drei, in München ebenso. Aber auch an mittlern und kleinern Universtitäten (Straßburg, Prag, Rostock, Erlangen) gehören sie nicht mehr zu den Seltenheiten. Es hat nicht fehlen